



Klaus-Dieter Linsmeier
Redakteur dieser Ausgabe

Was den Menschen zum Menschen macht

»Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott«, so beginnt das Johannesevangelium, das wohl Ende des 1., Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. niedergeschrieben wurde. Die Formulierung unterstreicht den Stellenwert, den man schon im Altertum der Sprache beimaß. Der griechische Gelehrte Platon (428/427–348/347 v. Chr.) hatte in seiner Schrift »Kratylos« sogar bereits die philosophische Frage diskutiert, ob die Bezeichnung von Dingen deren Natur nach erfolge und ob die Analyse von Worten daher helfen könnte, diese Natur zu erschließen, oder ob die Namensgebung ganz im Gegenteil willkürlich sei. Platon kam hier zu dem Schluss: Es ist ein bisschen von beidem.

Aristoteles (384–322 v. Chr.) griff die Frage ebenfalls auf und antwortete in seiner Schrift »Die Lehre vom Satz«: »Die gesprochenen Worte sind die Zeichen von Vorstellungen in der Seele und die geschriebenen Worte sind die Zeichen von gesprochenen Worten. So wie nun die Schriftzeichen nicht bei allen Menschen dieselben sind, so sind auch die Worte nicht bei allen Menschen dieselben; aber die Vorstellungen in der Rede, deren unmittelbare Zeichen die Worte sind, sind bei allen Menschen dieselben und eben so sind die Gegenstände überall dieselben, von welchen diese Vorstellungen die Abbilder sind.«

Auch heute noch ist das Phänomen Sprache ebenso wie ihr materielles Abbild – die Schrift – Gegenstand intensiver Forschung. Beispielsweise

suchten Linguisten lange nach Universalien: Regeln und Strukturen, die allen Sprachen dieser Welt gemein seien. Dahinter stand die Idee, dass solche Universalien auf grundlegende Gehirnmechanismen verweisen sollten. Doch die Forscher entdeckten zu jeder Regel auch Ausnahmen – wir Menschen sind eben komplexer als gedacht.

Ähnlich schwer tun sich jene Linguisten, die der Entwicklung von Sprachen über Jahrhunderte hinweg nachspüren. Dazu analysieren und vergleichen sie das heute Gesprochene und Texte aus alter Zeit mit Hilfe mathematischer Verfahren. Über die Entwicklungslinien der Sprachen können sie dann auch die Verbreitung von Kulturen nachvollziehen; so liefern sie Archäologen neue Daten.

Selbst die Erforschung der in Ton gedrückten oder auf Blätter aus Pflanzenfasern aufgemalten oder in Stein gehauenen Schriften birgt nach Jahrzehnten der Erforschung noch so manche Überraschung. Beispielsweise sind Assyriologen heutzutage sogar in der Lage, den Klang der seit Jahrtausenden vergangenen Sprachen Mesopotamiens zu rekonstruieren. Aber mehr noch begeistert sie die Kunstfertigkeit, mit der Autoren schon vor Jahrtausenden ihren Gefühlen Ausdruck verliehen. Es stimmt schon, was Aristoteles schrieb: »Worte sind die Zeichen von Vorstellungen der Seele.«

Klaus-Dieter Linsmeier